Kleine Bibliothek Nr. 16

Aus alten Tagen

Von Julius Deutsch

DGB - BV
Bücherei
A
K
0
17501
16

J. H. W. Dietz Nachf. Stuttgart

2732

DGB
Archiv
Exemplar
Bundesvorstand

A/k 0-17501

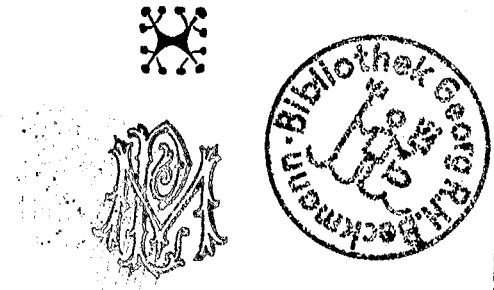
P. Michelsen.

Aus alten Tagen

Soziale Bilder
aus der deutschen Vergangenheit
von

Julius Deutsch

Es soll der Geschichte lebendiger Quell
Nicht in staubigen Akten versiegen.



Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.
1911

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort	4
Frei ist der Bursch!	5
Der wandernde Gesell	12
Der Krugtag	20
Die Fronleichnamskerze	29
Bestrafte Aufrührer	36
Kipperer und Wipperer	44
Der reisige Kaufmann	51
Ein Osterfrevel	60
Wie die Jesuiten nach Östreich kamen	67
Der frommen Klöster Ende	74
Kaiser Josef und das Kind	82
Der Moloch als Schutzengel	90

Vorwort.

Die deutsche Wirtschafts- und Kulturgeschichte pflegt in dickleibigen Büchern behandelt zu werden. Die Folge davon ist, daß dieses Wissensgebiet dem Volke fremd bleibt, haben doch die meisten arbeitenden Menschen nicht Zeit zu ernstem Studium. Ich habe nun aus der Fülle der geschichtlichen Überlieferung einige Kapitel herausgegriffen und trage sie in anderer Form als gewöhnlich vor. Nicht im Kleide ernster Gelehrsamkeit, sondern in der losen Hülle leichtverständlicher Skizzen versuche ich soziale Zustände vergangener Tage zu schildern.

Mögen diese anspruchslosen Bilder dazu beitragen, deutschen Arbeitern die deutsche Vergangenheit lebendiger zu gestalten.

Wien, im Oktober 1911. Julius Deutsch.

Frei ist der Bursch!

Juchheisa, die Lehrzeit ist vorüber!

Es waren Jahre der Unfreiheit und schlimmer Beschwer. In Haus und Werkstatt mußte tüchtig zugegriffen werden und war doch bei aller Mühe um und um nichts recht zu machen. Was Meister und Gesellen sich ersparen wollten, was ihnen zu unbequem und unwürdig dünkte, fiel unweigerlich dem Lehrjungen zu. Da gab es bei schwerer Arbeit manch böses Wort und auch manch kräftigen Stoß. Der Lehrjunge hatte fein säuberlich stille zu sein, so ihn der Meister einmal beim Schopfe erwischte oder der Geselle in die Seiten knuffte. Er durfte nicht mucksen; strenger Gehorsam war seines jungen Lebens vornehmste Tugend.

Und er war nicht nur in Haus und Werkstätte unfrei, er war es auch in allen sonstigen Beziehungen. Der Lehrjunge war an des Meisters Haus gebunden. Kein Schritt ins Freie war möglich ohne die schwer zu erlangende ausdrückliche Erlaubnis. Natürlich waren ihm auch die Stätten geselliger Lust, die Schenken, in denen sich die Gesellen zur fröhlichen Runde vereinten, strenge verpönt. Er durfte die Schenken entweder überhaupt nicht oder nur in Begleitung eines Erwachsenen, etwa des Meisters oder eines seiner Angehörigen, besuchen. Kein Wunder, daß die junge Seele sich arg in ihren Rechten verkürzt dünkte und mehr als einmal das Davonlaufen ernstlich erwog.

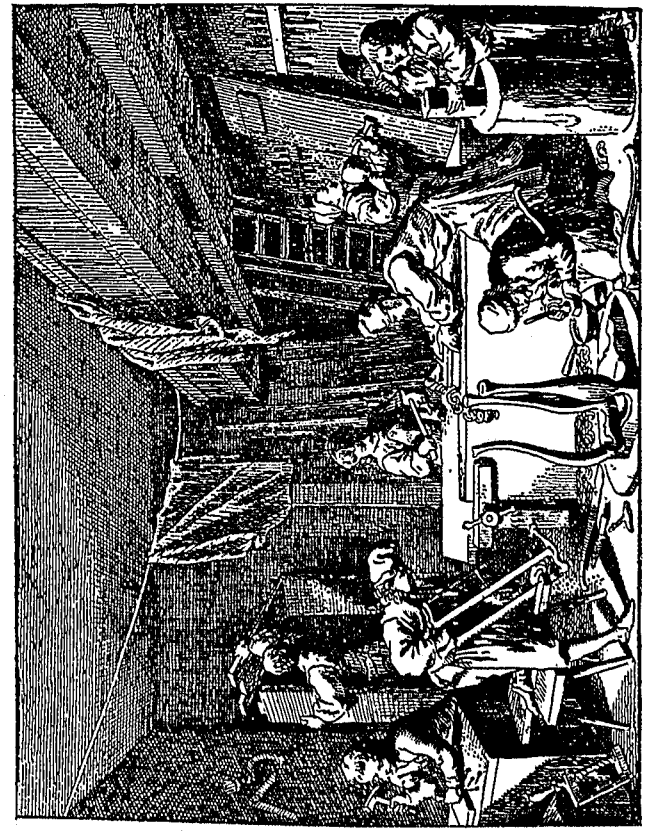
Nun aber die Lehrzeit mit ihrer Qual vorbei ist, verschwindet alles Leid wie ein böser Spuk. Es dehnt sich die junge Brust, es reckt sich der schlanke Körper: Frei ist der Bursch!

Daß ein neuer Abschnitt des Lebens beginnt, wird auch in der feierlichen Zeremonie des Freisprechens sichtbarlich. Wie unser junger Freund am Tage seiner Lossprechung wohlgemut dem Zunfthaus zuschreitet, kommen ihm Gedanken an die Vergangenheit. Er erinnert sich, wie er einst mit Zagen und Bangen vor der versammelten Gilde der ehrenwerten Meister gestanden und um Aufnahme in die Zunft nachgesucht hat. Er hatte damals erweisen müssen, daß er ehelich geboren und ehrlicher Leute Kind sei. Zum Beweis des ersteren hatte ein „glaublicher Schein", ein Geburtsschein, genügt; das letztere ward durch die Aussage zweier der Zunft wohlbekannter Biedermänner bekundet. Diese bezeugten, daß er, Peter Nidelstecher, der eheliche Sohn des gottseligen Ambros Nidelstecher und der Maria Nidelstecher, geborene Kriegelburger, aus ehrlicher Handwerkerfamilie stamme. Seit Menschengedenken hätten seine Vorfahren ein ehrliches Gewerbe getrieben und seien nicht fahrende Leute oder Gaukler, weder Quacksalber noch Zahnreißer, weder Schergen noch Büttel oder etwa gar Henker, Abdecker, Schinder gewesen.

Nach dieser Bekundung stand der Aufnahme in die Zunft nichts Ernstliches mehr im Wege. Es schüttelten die Meister dem jungen Peter Nidelstecher recht kräftig die Hände und wünschten ihm viel Glück zum Antritt seiner Lehrjahre bei dem würdigen Meister Tobias Springhuber, der unter den Lauben bei dem Kirchplatz sein Geschäft betrieb. Von diesem Meister hatten seine befragten Standesgenossen gesagt: „Also mit Gunst, weil wir gefraget werden, so sind wir schuldig, Antwort zu geben. Wir wissen aber nichts als alles Liebe und Gute auf gegenwärtigen Meister und seine Lehrzucht."

Es war in der Tat dem Peter Nidelstecher bei dem Meister Tobias Springhuber nicht besser oder schlechter ergangen, als es ihm bei irgend einem anderen Meister

hätte ergehen können. Und auf Rosen war der Lehrjunge nirgends gebettet. Jetzt ließ indes die bevorstehende Lossprechung alle Kümmernisse der Lehrzeit vergessen.



Fischlerwerkstatt im 18. Jahrhundert. Von Chodowiecki.

Der Junge mochte nur immer daran denken, wie scheu und gedrückt er vor drei Jahren um die Aufnahme bat und um wie vieles selbstbewußter er nun der Freisprechung harrte.

Bibliothek

Um die geöffnete Zunftlade sitzen im Halbkreis die würdigen Meister. Der Zunftobmann begrüßt den mit seinem Lehrling erschienenen Meister Springhuber und fragt nach seinem Begehr. Der sagt, er wolle bitten, daß sein Lehrling, der seine Zeit treu ausgehalten und das Handwerk ordentlich begriffen habe, nunmehr zum Gesellen gemacht werden soll. Peter Nidelstecher wiederholt dieses Begehren seines Meisters. Dann muß er den Saal verlassen, und es wird umgefragt, ob jemand einen Einspruch gegen die Lossprechung des Lehrlings habe.

Es ist dies nicht der Fall, und so ergreift nach dem Wiedereintritt des Lehrlings der Lehrherr das Wort, um einen wahrhaften Bericht über das Verhalten des Lehrlings während der Lehrzeit zu geben und diesen hierauf seiner „Lehrjahre ledig zu zahlen". Der Lehrling erklärt, die ihm erteilten Lehren und Mahnungen wohl zu beherzigen, sich in allem und jedem des Handwerks würdig, stet und fest, ehrlich und treu zu halten. Er bittet um die Ausfolgung des Lehrbriefs. Dieser wird ihm unter ernsten Mahnungen vom Zunftobmann überreicht.

Freilich ist der Lehrling jetzt erst theoretisch frei, faktisch ist er noch immer kein vollwertiger Geselle. Dazu bedarf es der ausdrücklichen Anerkennung durch die Gesellenschaft. Der Freigesprochene muß vorerst in die Gesellenkorporation aufgenommen, „zum Gesellen gemacht" worden sein, bevor ihn ein ehrlicher Geselle der Beachtung würdigt, Umgang und Freundschaft mit ihm pflegt.

Das „Gesellenmachen" der Gesellen ist lustiger als der Freispruch durch die Meister. Es wird eine längere Zeremonie vorgenommen, die, mit vielen ulkigen Bräuchen und tollen Stücklein verbrämt, die Gesellenschaft zu fröhlichen Stunden vereint.

Unser Peter kann tagelang vorher kaum schlafen, so plagt ihn die Aufregung über das zu erwartende Fest.

Endlich ist die Stunde gekommen, in der er, begleitet von zwei „Paten" und den ältesten Gesellen, den Saal betritt. Dröhnend schmettert die Musik, so nun die ganze Gesellenschaft in wohlgeordnetem Zuge aufzieht. Vor der Gesellenlade wird Halt gemacht. Ein redegewandter Geselle ergreift das Wort zu wohlgesetztem Spruch:

Mit Gunst, großgünstige Meister und Gesellen insgemein!
Alle, wie wir hier versammelt sein,
Auch tugendsame Frauen und Jungfrauen,
Alle, die sein kommen hier zu schauen,
Ich bitt, Sie wollen sein ein wenig still!
Und hören, was ich sagen will.

Nach einer spaßhaften allgemeinen Einleitung kommt er auf das heutige „Gesellenmachen" zu sprechen. Er froszelt den Kandidaten ob seiner Furcht vor dem Ulk, indem er von dem Kuhschlüssel oder Kuhschwanz, wie man die Freizusprechenden unter den Tischlern nannte, erzählt:

Als ich heute morgen meditierte
Und etwas vor das Tor spazierte,
Siehe, da sah ich ohngefähr
Diesen Kuhschlüssel kommen daher
Mit einer Jungfrau (wie ich sage)
Und führte gar eine große Klage.
Er sprach: „Ich muß heut tapfer springen,
Es wird mir gewißlich vergehen das Singen.
Mit einem Beil, das ist sehr groß,
Damit gibt man mir manchen Stoß.
Mit Winkelhaken und Streichmassen
Wird man keinen Fleiß unterlassen.
Hernach tut man sich auch befleißen,
Daß mit einem starken Eisen
Der Ast vom Leib wird abgehauen,
Wo nicht Vorbitt geschieht von einer Jungfrauen,
Daß er noch länger bleibet stehen."
So trat ich vor und ließ mich sehn.

Ich wünschte ihm einen guten Tag:
„Mein lieber Kuhschwanz, was führste vor eine Klage?
Ich höre, du mußt heut tapfer springen.
Frisch auf! Es wird dir wohl gelingen."
Hernach so fing ich an zu preisen
Die Tischlerkunst und aus der Schrift zu beweisen,
Wie sie so hoch zu loben sei,
Und führte auch Historien dabei. . . .

Daß sich die Mühseligkeiten des Freispruchs lohnen, das will der Gesell beweisen, so man damit in der ehrenhaften Tischlerbruderschaft Aufnahme findet. Nach seiner Rede, die noch viel mehreres enthält, was die Gesellen im allgemeinen und die Tischler im besonderen erfreuen sollte, werden an den Freizusprechenden allerhand symbolische Manipulationen vorgenommen. Er wird behandelt, als wäre er ein zu bearbeitendes Stück Holz, gerichtet und gehobelt, wobei es zu viel Schabernack kommt. Dann aber kommt man zum Höhepunkt der Zeremonie.

Der Altgeselle greift dem Jungen unter das Kinn und fragt: „Wie heißt du?"

„Peter."

„Bis jetzt hießest du Peter unter der Bank, jetzt heißt du Peter auf der Bank." Der Altgeselle versetzt dem Jungen einen leichten Backenstreich und mahnt ihn: „Das leide nur von mir, hinfort von keinem anderen."

Damit war der Lehrjunge zum Gesellen geschlagen, so ähnlich, wie man die Pagen zum Ritter schlug. Und im tiefsten Herzen gelobte sich der Geselle, seinem Stande nicht mindere Ehre zu machen, als es der Wohledle tat, der stolz auf seiner Burg saß.

Das „Gesellenmachen" wurde nicht überall in der gleichen Weise geübt. In anderen Städten und anderen Gewerben glich diese Zeremonie einem Taufakt, bei dem die Taufe unter allerhand Schabernack nachgeahmt wurde.

Da kamen auch die Pfaffen zu recht derbem Spott, ja die Gesellen scheuten in ihrem Uebermut nicht davor zurück, kirchliche Einrichtungen und Gebräuche nachzuahmen und sie dabei weidlich zu verhöhnen. Das wurde so arg getrieben, daß so mancher fromme Schriftsteller dieser Tage mit nicht genug Entsetzen von den losen Gesellenstreichen zu schreiben sich bemüßigt fühlte. Es hat dieses fromme Schimpfen den Autoren wohl nicht sonderlich viel genutzt, den Gesellen aber gewiß nicht geschadet.

Die Gesellen meinten es mit ihrem Spott nicht allzu böse. Sie waren keine feinbesaiteten, aber dafür um so gesündere und aufrechte Burschen, die sich als rechte Kinder an jedem Spott von Herzen freuten. Weil sie es selbst vermochten, Hiebe zu ertragen, verstanden sie auch, solche zu geben, im Spaß und im Ernst.

Der Freispruch, das Gesellenmachen, erlöste stets ein junges Herz aus drückenden Banden und schuf ihm sonnige Freiheit. Was Wunder, daß die junge Brust sich dehnte in wonniger Lust, daß das helle Lachen im Gesicht stand und kühnlich die Gedanken in die Zukunft schweiften; in die Zukunft voll Burschenfreuden und heimlichem Mädchengekicher, voll Wanderlust und wohl auch voll trutziglicher Kampfbegier.

Der wandernde Gesell.

Die Frühlingssonne lacht hell in das Land. Es sprießt auf dem Felde, es grünt in den Fluren. Und in den Lüften erklingt im zwitschernden Gekicher der Lerche fröhlicher Gesang.

Da hält es den Burschen nicht länger mehr in der dumpfigen Werkstätte. Sein Herz zieht ihn hinaus in die erwachende Natur. Die Wanderlust ergreift ihn. Der Abschied vom Meister fällt ihm nicht sehr schwer. Er bittet um einen ordentlichen Abschied, und nun er ihn erhalten, empfiehlt er sich in zunftgebräuchlicher Weise mit den Worten:

„Mit Gunst, Meister, ich tue mich bedanken, daß Sie mich so lange in Arbeit gefördert haben; es stehet heute oder morgen gegen die Ihrigen wieder zu verschulden."

Etwas schwerer als vom Meister und seinem Hause wird der Abschied von den Freunden, die der Handwerksbursche in dem lieben Städtchen gefunden. Am schwersten fällt es, vom Mägdelein zu scheiden, das ihn mit ihrer Gunst beglückt. Aber die Reiselust ist mächtiger als der Freundschaft und Liebe zarte Bande. Das Ränzlein wird geschnürt, der Wanderstock ergriffen, und nun geht es frohbewegt zum Tore hinaus.

Nun laßt uns eine Toure tun,
Marschieren in das Reich,
Durch Franken- und durch Schwabenland,
Durch Schweizerland zugleich,
Tirol wie auch in Steiermark,
Ins Ungarland hinein!
Und wer daselbst gewesen ist,
Das läßt gar hübsch und fein.

Will's uns dann da gefallen nicht,
Marschieren wir in Böhmen,
Von Böhmen dann nach Sachsenland,
Da sind die Mädchen schön.

Die Landstraße fürbaß trabt wohlgemut unser Gesell. Er erfreut sich an des Waldes kühlem Dunkel und an der Berge anmutsvollen Hängen. Er wandert um die Wette mit des Baches geschwätzigen Wellen und träumt an der Ströme behäbigem Gewässer. Wohl erschweren ihm manchmal Sturm und Ungewitter das Wandern auf den schlechten Wegen, wohl betrübt ihn die gähnende Leere des Geldsäckels, aber der Frohsinn der Jugend überwindet alle diese Beschwernisse. Das stolze Gefühl, frei zu sein, nicht beengt durch kümmerliche Gebote, nicht bedrängt durch Rücksichtnahme auf andere, läßt die Wandertage in frohester Stimmung dahingehen. Er hat sein' Sach' auf nichts gestellt.

In der Ferne tauchen die Türme eines Städtchens auf. Es geht bereits gegen Abend. Da schreitet der Wanderer tüchtig aus, um noch vor dem Läuten der Abendglocke das Stadttor zu erreichen. Vor dem Tore angekommen, macht er Halt, um seine Kleidung ein wenig in Ordnung zu bringen. Dann geht es ans Tor. Ein bärbeißiger Torwächter vertritt ihm den Weg:

„Woher, Junggeselle, wes Name und Stand?"

„Bin von Eßlingen im Württembergischen, ein ehrsamer Seiler. Habe in Ulm und Nürnberg bei ehrlichen Meistern gedient und will nun gen Norden, nach Hamburg oder Bremen ziehen."

Die Neugier des Torwächters ist befriedigt und er sagt dem Gesellen:

„Es ist hier der Gebrauch, daß wenn ein fremder Geselle in die Stadt will, so muß er das Bündel ablegen, zuvor auf die Herberge gehen und das Zeichen holen."

Der Wanderer hat schon davon gehört, daß es in vielen deutschen Städten so der Brauch ist, wie ihm der Torwächter sagt. Er legt sein Ränzlein ab, gibt es dem Wächter zur Verwahrung und wendet sich der Stadt zu. Durch das dunkle, rundgewölbte Tor gelangt er in enge, winklige Gassen. Er findet sich nicht gleich zurecht und fragt Umstehende nach der Herberge seines Gewerbes. Diese ist, wie er erfährt, bei einem Meister des Gewerbes

Fechtübungen von Handwerkern mit Dusäken.
Holzschnitt von F. Amman. (16. Jahrh.)

aufgeschlagen. Dorthin wendet sich unser Geselle. Bescheidentlich tritt er ins Haus, grüßt den Herbergsvater und die Herbergsmutter, ihre Söhne und Töchter. Dann sagt er:

„Herr Vater, Frau Mutter, Bruder, Schwester und wer sonst da ist, ich wollte euch angesprochen haben, ob ihr mir so viel zu Willen sein und das Zeichen leihen wollt, damit ich und mein Bündel möchten zum Tore hereinkommen."

Er erhält das gewünschte Zeichen.

Mit dem „Zeichen", das seine Zugehörigkeit zum ehrsamen Handwerk bezeugt, geht er wieder ans Tor zurück.

Er darf nun mit seinem Bündel passieren. Zum Herbergsvater wendet er sich jetzt mit folgender Anrede:

„Ich bedanke mich ganz freundlich, daß Ihr mir das Zeichen geliehen habt. Auch wollte ich Euch angesprochen und gebeten haben von wegen des Handwerks, Ihr wolltet mir den Stuhl nicht vor die Tür stellen, sondern wollet mich und mein Bündel heute beherbergen, mich auf die

Fechtübungen von Handwerkern mit Bihandern.
Holzschnitt von F. Amman. (16. Jahrh.)

Bank und mein Bündel unter die Bank. Ich will auch ein frommer Sohn sein und mich verhalten nach Handwerksbrauch, wie es einem ehrlichen Gesellen zusteht."

Ihm erwidert der Meister:

„Wenn du willst ein frommer Sohn sein nach Handwerks Gebrauch, so geh hinein in die Stube und lege dein Bündel in Gottes Namen ab."

Der Geselle erkundigt sich noch nach dem Schenk- oder Zuschickgesellen, das ist der Arbeitsvermittler. Den sucht er auf, um den Willkommstrunk und das Wandergeschenk der Gesellenbruderschaft zu erhalten. Eine Arbeitsstelle anzunehmen ist nicht nach seinem Sinne. Er bleibt nur

eine oder zwei Nächte im Städtchen, dann wandert er wieder weiter. So zieht er durch die Lande, bald dahin und dorthin. Mit Gesellen, die ihm begegnen, tauscht er fröhlichen Gruß. Und wenn er einen seines Handwerks trifft, dann klingt es am herzlichsten:

„Hui Seiler!" — „Seiler hui!"

Der Wanderer lernt Land und Leute kennen. Er wird mit der Bauern Gebräuche vertraut, er sieht manches von des Kaufmanns und auch der Ritter Art. An kleinen Abenteuern und allerlei merkwürdigen Begegnungen kann es nicht fehlen. Da gibt es mancherlei Händel, in die der Handwerksbursche je nach Neigung und Geschick hineingezogen wird. Es treibt sich auch verdächtiges Gesindel auf der Landstraße herum, das selbst nach eines armen Handwerksburschen Habe lüstern ist. An kleineren und größeren Gefahren, an Abwechslungen reich ist das mittelalterliche Wanderleben. (Siehe die Abbildungen: Fechtübungen von Handwerkern.)

Wenn die Wanderschaft schon eine Weile gedauert hat, dann wird ihrer auch der reiselustigste Gesell allmählich überdrüssig. Die Barschaft ist zerschmolzen, die Kleidung schon ziemlich defekt, und um sich fortzubringen, muß recht fleißig der Bettelsack geschwungen werden. Das „Fechten" ist ein alter, ehrlicher Handwerksbrauch, aber leider trägt es nicht immer genug, um leben zu können. Nun beginnen auch schon des Herbstes lange Regen die Wege aufzuweichen, recht ungemütlich wird der Aufenthalt im Freien. Der Geselle denkt an das Ungemach, das seiner harrt, wenn er vielleicht den Winter über ohne Arbeit wäre. Schon mancher Geselle hat um diese Zeit den Werbern Gehör gegeben und ist ein Landsknecht geworden. Der Landsknecht gilt aber als unehrlich, und es kostet dann viele Mühe, sich wieder ehrlich zu machen. So entschließt sich unser Geselle denn beizeiten, in einem Städtchen Halt

zu machen und um Arbeit nachzufragen. Die Nachfrage geschieht in recht zeremoniellen Formen, die die Gesellen ganz genau kennen mußten. Nur der Geselle, der sich als wohl vertraut erwies mit des Handwerks Brauch und Gewohnheit, konnte damit rechnen, von seinen Standesgenossen als gleichwertig erachtet zu werden.

Der fremde Geselle steht vor dem Altgesellen, der hier zugleich Umschau- oder Zuschickgeselle ist. Und dieser fragt:

„So mit Gunst! Ein fremder Seiler?"

Der Fremde antwortet: „Ich weiß nichts anderes."

Altgeselle: Hui Seiler!

Fremder: Hui Seiler!

Altgeselle: Bist du des Handwerks, mit Verlaub, daß ich frage?

Fremder: Ich weiß nichts anderes.

Altgeselle: So, mit Verlaub und Gunst, meine Gesellschaft, wo hast du dein Handwerk gelernt?

Fremder: In der hochberühmten Stadt Ulm; wo hast du das deine gelernt?

Altgeselle: In der Stadt Augsburg; sei mir mit Gott willkommen, von wegen des Handwerks.

Fremder: Ich sage dir Dank, meine Gesellschaft, von wegen des Handwerks.

So geht das Zwiegespräch noch eine Weile hin und her. Sie sprechen über das Wetter, über die Lande, aus denen der Wanderer gekommen ist, und über manches andere. Zum Schlusse fragt der Altgeselle: „Mit Gunst, wohin ist dein Begehr?"

Der Fremde erwidert: „Ich begehre in der Werkstatt, welche am längsten leer gestanden, acht oder vierzehn Tage Arbeit, solange es mir oder dem Meister gefällt."

Der Altgeselle sagt ihm dies mit den Worten zu: „Das soll dir widerfahren; ist es dir lange nicht widerfahren,

so soll es dir heute widerfahren; verzieh nur einen Streich" (Glockenschlag).

Nun schaut sich der Altgeselle um Arbeit um. Wenn er sie gefunden, führt er den fremden Gesellen dem Meister mit folgenden humorvollen Worten zu:

„Nun, Meister, hier bring ich den Gesellen, er schläft gern lange, ißt gern früh Suppe, macht gern klein Tagewerk, nimmt gern groß Wochenlohn; ich wünsche viel Glück zum — fleißigen Gesellen."

Wenn der fremde Geselle einige Wochen beim Meister gearbeitet hat und er gewillt ist, weiter zu bleiben, dann sucht er bei der Gesellenbruderschaft des Ortes um die Aufnahme an. Ist sie in der üblichen feierlichen Weise erfolgt, dann hat der Fremde Anschluß an Standesgenossen, an treue, lustige Freunde gewonnen. Nun fühlt er sich bald heimisch in dem Städtchen. Wohl ist des Tages Arbeit nicht leicht und erfordert eines ganzen Mannes Kraft; dafür verlocken aber der Feierstunde Freude um so stärker das junge Blut.... Wenn aber der lange Winter zu Ende geht und des Frühlings Stürme mächtig lockend über die Stadtmauer brausen, dann hält es auch den zünftigen Gesellen nicht länger.

Das Frühjahr tut rankommen,
Gesellen werden frisch.
Sie nehmen Stock und Degen,
  Degen, ja Degen
Und treten vor's Meisters Tisch.

Herr Meister, wir wollen rechnen,
Jetzt kommt die Wanderzeit.
Ihr habt uns diesen Winter,
  Winter, ja Winter
Gehudelt und geheit.

Und neuer Hoffnungen voll, zieht der Geselle hinaus in die weite Welt.

Die Poesie des mittelalterlichen Handwerksbrauchs hat der Kapitalismus beinahe ganz zerstört. Wohl gibt es auch heute noch Tausende wandernder Gesellen, aber zwischen dem Wandern von heute und dem von Anno dazumal ist ein großer Unterschied. Heute wandert nicht mehr so sehr der Lerneifrige als der Arbeitslose. Diesen lockt weit weniger die Schönheit der Welt als die Sucht nach dem kargen Bissen Brot auf die Landstraße. Wenn die Gewerkschaften nicht wären, die vermöge der Reiseunterstützung das Wandern erleichterten, dann wäre es damit noch viel trauriger bestellt, als es ohnedies schon ist. Der Wandernde wäre vollends ein hungernder Bettler, der als Paria der Gesellschaft von Land zu Land gehetzt wird.

Ich erinnere mich da, wie ich selbst vor etlichen Jahren von Mainz nach Wien zurückpilgerte. Es war schon Winter, und das Wandern schuf viel Ungemach. Da zogen wir zwölf bis fünfzehn Mann gemeinsam die Straße dahin: frierend, hungernd, bettelnd, fluchend. Die Bauern hetzten die Hunde auf uns, die Gendarmen drohten mit Arrest und Schub. Der eine oder der andere unserer Kameraden ward auch unter saftigen Stößen roher Polizisten dem „Kittchen" eingeliefert.

Der wandernde Geselle der Neuzeit ist eben ein ganz anderer als der des Mittelalters. Er gehört nicht mehr dem Stande derer an, die das Wandern befreit, sondern dem Stande derer, die die Landstraße zu verschlingen droht.

Der Krugtag.

Feierabend. Vom Turm des mittelalterlichen Städtchens kündet in gemessenen Schlägen die Glocke des Arbeitstags Ende.

Nun verstummen die geschäftigen Arbeitsstimmen, das Pochen der Hämmer, das Knirschen der Säge, das Raspeln der Feile, das Surren des Spinnrads. Ruhe, friedvolle Stille kehrt in die Werkstätten und Gewölbe, in denen des Tages Arbeit Meister und Gesellen zu tüchtigem Schaffen vereinte.

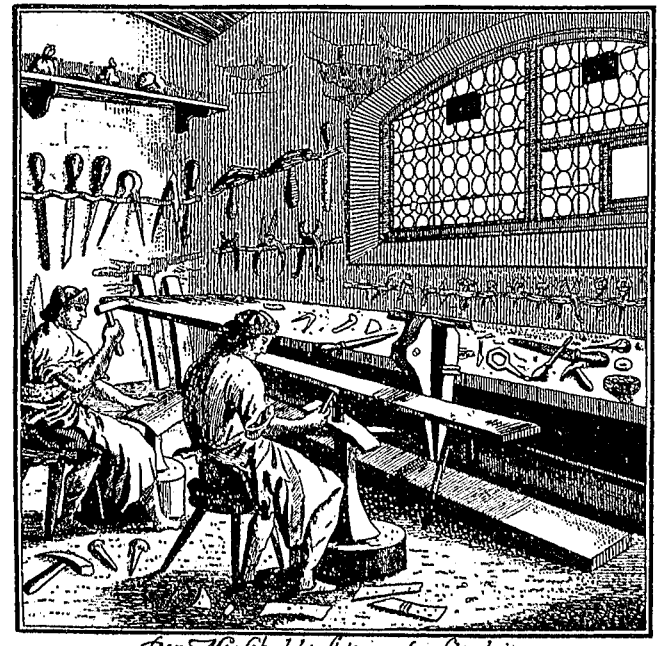
Die dämmerigen Gassen und Laubengänge, die eben noch im Lärme des gewerblichen Lebens erklangen, atmen des Feierabends zufriedene Müdigkeit.

Doch mit dem Fortschreiten des Abends kehrt bald neues Leben wieder. Das junge Volk, von der Arbeit befreit, findet sich zu Fröhlichkeit und Lust. Da regt es sich hinter den Türen und Toren, es wispelt heimlich aus verborgenen Ecken. Dort wieder ertönt in froher Runde des Gesanges Lust. Andere gesellen sich plaudernd zu den Alten, die vor den Toren oder in den Schenken in ehrsamer Behäbigkeit nachbarlichen Schwatzes pflegen.

Aber heute hält sich ein Teil der Gesellen fern von der Liebe Geflüster wie von der Alten belehrendem Diskurs. Ihre Bruderschaft hält in althergebrachter Weise den Krugtag, dem beizuwohnen sie eilen.

In der rauchigen Wirtsstube sitzen plaudernd und scherzend die „fremden" Gesellen. Es sind in Wirklichkeit keine Fremden, sie sind im Orte zu Hause wie irgend ein „Einheimischer", aber der Sprachgebrauch belegt sie, die Zugewanderten, noch immer mit dem altgebräuchlichen Namen.

Diese „fremden" Gesellen sind durch eine feste, brüderliche Organisation miteinander verbunden, an der die Mutter-



Der Mensch lebt stets in Dienstbarkeit
Und muss sein anderer Knechte.
Hat man auch manchmal gute Zeit
So komt gleich wieder die schlechte.
Der Sonntag wär noch so ein Tag.
Da ist man von der Arbeitsplag
Frey, und braucht keinen Hammer.

Die an den Sonntag denkenden Gesellen.
Kupfer aus dem 18. Jahrhundert.

söhnchen, die Einheimischen, nicht teilhaben. Heute soll nun der „fremden" Gesellen Bruderschaftstag sein, die feierliche Versammlung, in der die ernsten Angelegenheiten des

Gewerbes zur Sprache kommen. Als die Gesellen das letzte Mal beisammen waren, pflegten sie des Scherzes und des Spieles, des Gesanges und toller-Lust. Dafür kommen diesmal ernste Dinge zur Besprechung. Die formlose Fröhlichkeit muß der feierlich-zeremoniellen Tagung weichen.

Das Gebot des Altgesellen ruft die Gesellen in den Handwerkssaal. Der Lärm verstummt, ernst erheben sie sich und begeben sich zur Sitzung. Dort haben sich die Würdenträger der Gesellenschaft bereits eingefunden.

Der Altgeselle präsidiert. Ihm zur Seite stehen der Büchsengeselle, das ist der Rechnungsführer, und der Dosengeselle. Der letztere wartet mit einer künstlerisch gearbeiteten Schnupftabaksdose, die zum Beispiel bei den Tischlern die Form eines Hobels hat, auf.

Nun verharren die Gesellen in feierlicher Stille, das Wams zugeknöpft, entblößten Hauptes. Der Altgeselle eröffnet die Versammlung, indem er sagt:

„Mit Gunst und Erlaubnis ein wenig Gehör!"

Die von auswärts eingetroffenen Laufbriefe werden verlesen. Von einer Nachbarbruderschaft ist etwa die Kunde eingelangt, daß sich der oder jener Geselle „unehrlich" benommen oder daß ein Meister „schwarz gemacht" worden sei. Diese Nachricht wird zur Kenntnis genommen, auf den Laufbrief das Siegel der Bruderschaft gedrückt und für die Weiterbeförderung des Briefes gesorgt.

Ist ein Zugewanderter in der Runde, dann wird unter bestimmten Zeremonien seine Eingliederung vorgenommen. Der Altgeselle fragt den Zugewanderten um Namen und Herkommen, wo er gelernt und wie lange. Hat er nicht wenigstens zwei Jahre gelernt, so wird er nicht angenommen. Ist aber „seine Lehre richtig", so muß er eine bestimmte Summe Geldes in die Gesellenlade geben, eine kleinere für die Armenbüchse und auch eine für den Schreiber. Ist die Lade, in die alle Gesellen ihren Beitrag ent-

richten, geschlossen, dann überreicht der Altgeselle dem Zugewanderten den Willkommtrunk, wofür dieser wieder

Der Vorschmack unsers Ruhigsein
Ist beym Barbir. u. Bader.
Da weihen wir uns zum Sonntag ein
Vergessen Müh. u. Hader.
So uns die Arbeit hat gemacht
Und reden uns ab, und sind bedacht.
Uns Sonntags zu vergnügen.

In der Barbierstube vor dem Sonntag.
Kupfer aus dem 18. Jahrhundert.

einige Schilling in die Gesellenlade zu legen hat. Nun erst ist er ein vollberechtigtes Mitglied der Runde. — Noch wichtiger als die Aufnahme neuer Mitglieder ist aber am

Krugtag das Gericht. Die Gesellen fühlen sich als freie, gleiche Männer, die berufen sind, über ihresgleichen Gericht zu halten. Der Krugtag der Gesellen ist so ein Rest der alten Volks- und zugleich Gerichtsversammlung der freien Germanen.

Hat sich einer gegen die allgemeinen Regeln der Bruderschaft vergangen, dann mag er sicher darauf rechnen, am Krugtag seinen Ankläger zu finden. So ergeht es heute dem Matthias Sprengnagel, einem Zugewanderten aus dem Bayerischen. Ihn klagt der Michael Brunsteiger an, daß er sich mit unehrlichen Gesellen in Wirtsstuben herumgetrieben, ja schließlich mit einem von ihnen bei dem Meister Oberwalch am hiesigen Orte gearbeitet habe.

Mit kühner Geste tritt der Kläger vor und wirft drei Groschen auf den Tisch vor der Bruderlade.

„So ich meine Anschuldigung wider den Matthias Sprengnagel nicht erweisen kann, mögen diese Groschen ehrwürdiger Gesellschaft zufallen."

„Und ich setze das gleiche Geld," antwortet trotzig der Beschuldigte, „daß der Brunsteiger lügt und ich ihm sein Lügenmaul gebührend stopfen werde."

In kurzer, kräftiger Rede bringt der Kläger seine Klage vor; ihm erwidert erregt und voll Boshaftigkeit der Angeklagte. Die Bruderschaft vermag nicht klar zu sehen, wie die Dinge eigentlich sind. Es fällt ihr schwer, zu entscheiden, wer im Rechte ist und also den Einsatz verspielt hat. Der Beschuldigte leugnet so hartnäckig, daß der Bruderschaft schließlich nichts anderes übrig bleibt, als das unter den Gesellen gebräuchliche Gottesurteil anzurufen:

„Der Ringkampf möge zwischen den beiden Gegnern entscheiden!"

Der angeordnete Kampf kommt sofort zur Austragung. Der Augenschein ergibt, daß die beiden Gesellen ungefähr gleich stark sind. Es braucht also kein Ersatzmann bestimmt

werden, wie es geschehen müßte, wenn sich zwei Gesellen von ungleicher Körperkraft gegenüberständen. Also die hemmenden Kleidungsstücke abgeworfen, die Arme entblößt und auf zum Turnier!

Die Gesellen bilden einen Kreis um die beiden zum Kampfe antretenden Gegner. Voll Spannung und Neugier verfolgen sie den Verlauf des Kampfes. Die Stärksten und Gewandtesten unter ihnen drängen sich vor, um sofort eingreifen zu können, wenn etwa einer der Ringenden verpönte Griffe anwenden sollte. Dann hieße es, sofort und nachdrücklichst den unehrlich Ringenden daran zu erinnern, daß der Ringkampf auf keinen Fall in eine regellose, rohe Rauferei ausarten dürfe.

Der Matthias griff an. Er packte seinen Gegner um die Hüften, preßte ihn an sich und wollte ihn rücklings zu Boden tauchen. Der aber entwand sich geschickt der gefährlichen Umarmung, bekam den Hals des Matthias zu fassen und drückte dessen Kopf nach vorne nieder. Keuchend und stöhnend, pustend und schimpfend wälzten sich die Ringenden übereinander. Bald war der eine, bald der andere im Vorteil. Mit einem Male holte aber der Kläger zu einer entscheidenden Attacke aus. Unversehens hatte er den Beschuldigten in der Körpermitte erfaßt, hoch aufgehoben und mit einem so kräftigen Schwunge zu Boden geschleudert, daß man vermeinte, das Knacken lädierter Glieder zu hören. Da stöhnte der Matthias: „Friede, Friede."

Das war das entscheidende Wort. Mit ihm hatte sich der Beschuldigte als geschlagen erklärt; das Gottesgericht hatte gegen ihn entschieden....

War von der Bruderschaft jemand verurteilt worden, dann hatte er einen Sühnebetrag zu zahlen. Ein Teil dieses Geldes kam in die Bruderschaftslade, der Rest wurde nach Beendigung der zeremoniellen Versammlung in gemütlicher Runde vertrunken. Freilich sollten diese gemütlichen

Gelage satzungsgemäß nie zu Orgien ausarten. So hieß es zum Beispiel im Statut der Zimmerer von Altona:

„Bei solchem frey Bier soll kein Mißbrauch geschehen, nicht mehr auf den Tisch vorstillen, als Einer mit der Handt bedecken kann, bey Zween Schilling Straffe; auch nicht mehr unterm Tische, als mit einem Fuß kann bedecket werden, bei Vier Schilling Straffe, auch kein Bier über den Rinnstein, noch weniger aus der Haustür tragen, ohne daß Alt- und Junggesellen Wißen und Bewilligung, bei Acht Schilling Straffe."

Verhältnismäßig zeitlich mußte das Gelage abgebrochen werden. Um acht Uhr hatte der Altgeselle anzusagen, daß um neun Uhr Schluß sei. Dann wurden die Krüge noch einmal gefüllt, die Trane aber zugeschlagen. Um neun Uhr oder noch früher brach man auf, um rechtzeitig nach Hause zu kommen. Das Statut fast aller Städte schrieb ja vor, daß der Geselle zur Polizeistunde, um neun, spätestens zehn Uhr abends im Hause des Meisters, in dem er wohnte, einzutreffen habe. Es war den Gesellen verboten, auch nur eine Nacht außerhalb des Meisterhauses zuzubringen.

Der kleine Teil des Abends, der am ernsten Krugtag auf Scherz und Frohsinn entfiel, konnte den Gesellen nicht ganz genügen. Darum warteten sie voll Sehnsucht auf den nächsten Krugtag, der jedesmal vollständig der Kurzweil geweiht war. In fröhlicher Stunde, beim Becherklang, unter derbem Spaße und dem Klange alter Volksweisen verging der Abend. Dieser zweite fröhliche Krugtag übte auf die Gesellen sogar eine noch größere Anziehung aus als der vergnügungsfrohe Sonntag, von dem es doch schon so sehnsuchtsvoll-drollig hieß:

Der Vorschmack unsers Ruhig sein
Ist beym Barbir und Bader.
Da weihen wir uns zum Sonntag ein,
Vergeßen Müh' und Hader,

So uns die Arbeit hat gemacht,
Und reden uns ab und sind bedacht,
Uns Sonntags zu vergnügen....

Die regelmäßigen Zusammenkünfte der Gesellen waren in allen Gewerben und in allen Städten gang und gäbe. Zu ernster Beratung wie zu Heiterkeit und Scherz fand man sich überall gleicherweise zusammen. Die Organisation der Gesellen war ungemein straff, und keiner konnte sich ihr, ohne ernste Unbill zu erfahren, entziehen.

Blieb einer vom Krugtag fern, dann verfiel er schon einer Strafe. Und gar erst der, der sich der Gesellengerichtsbarkeit zu entziehen suchte! Den Verklagten, der vom Krugtag fernblieb, ließ der Altgeselle durch drei der handfestesten Männer holen. Der Verurteilte, der den Sühnebetrag nicht zahlte, wurde für „unehrlich", „unredlich" erklärt. Der „Unredliche" wurde von den redlichen Gesellen verachtungsvoll gemieden. Wer mit ihm verkehrt oder gearbeitet hätte, wäre selbst unredlich geworden. Das waren Maßnahmen, die die Aufrechterhaltung der straffen Disziplin wohl sicherten.

Die Bruderschaft zog aber nicht nur Gesellen, sie zog auch Meister vor ihr Tribunal. Erfüllte ein verurteilter Meister seine Verpflichtung nicht, dann wurde er in Verruf erklärt. Kein redlicher Geselle durfte bei ihm in Arbeit treten. Durch die Verrufserklärungen und Arbeitseinstellungen haben sich die Gesellen des Mittelalters in gehörigen Respekt bei den Meistern zu setzen gewußt.

Auch die Obrigkeiten vermochten mit dem trotzigen, handfesten Völkchen nicht leicht fertig zu werden. Als die Bruderschaft im späteren Mittelalter immer mehr zur Verfechterin der wirtschaftlichen Interessen der Gesellen geworden war, versuchte man sie mit aller Gewalt zu unterdrücken. Doch die Gesellen setzten sich tapfer zur Wehr. Allen Unbilden wußten sie zu trotzen, allen Listen geschickt

zu begegnen. So zog sich der Kampf jahrzehntelang hin. Die Bruderschaften hielten stand, weil sie durch ein festes Solidaritätsgefühl der Gesellen zusammengehalten wurden. Dieses Solidaritätsgefühl belebte ihre Zusammenkünfte und wirkte in ihren althergebrachten Gebräuchen fort.

Die Fronleichnamskerze.

Vor den Toren Frankreichs, hart an der deutschen Grenze, liegt die alte Stadt Kolmar. In einen Kranz lieblicher Weinberge eingeschlossen liegt sie still und versonnen da, als träumte sie von ihrer Vergangenheit Größe. Von fernher grüßen die wälderbeschatteten Vogesen, ernst und ruhig, wie sie schon Generationen unserer Vorfahren gegrüßt.

Kolmar war einstens eine viel bedeutsamere Stadt als heute. Am Fuße der Vogesenübergänge gelegen, vermittelte sie einen Teil des Verkehrs, der Deutsche und Franzosen miteinander verband. Und auch von dem großen Verkehr, der sich dem Rhein entlang bewegte, der Nord und Süden wirtschaftlich verknüpfte, fiel sein gemessen Teil auf die erwerbsfleißige Stadt.

Wer heute die Straßen Kolmars durchwandert, stößt noch bald hier und bald dort auf Denkmäler, die an die alte Zeit erinnern. Die vielerlei Schicksale, die Kolmar erlebte, drücken auch dem Äußern des Städtchens ihr Gepräge auf. Freilich, was ein Nacheinander in der Geschichte gewesen, ist ein Nebeneinander in der Baukunst. Und so kommen wir durch Gäßchen, die noch im Stil und in der Anlage an die ehrwürdige Eigenart des deutschen Mittelalters erinnern, um dann unvermittelt einen großen Platz zu betreten, auf dem die Sonnengröße der französischen Revolution ihre Spuren hinterlassen.

Kolmar war im Mittelalter deutsch, es ist dann unter Frankreichs Herrschaft gekommen und zu einem guten Teile französiert worden. Einige große Männer verdankt Frankreich der Vogesenstadt. In ihr stand die Wiege von Rapp,

dem tapferen General Napoleons, von Rubell, dem Präsidenten des Direktoriums im Jahre 1796, und von Bruat, dem Admiral der französischen Krimflotte.

Aber wir wollen nicht von der Franzosenzeit Kolmars reden und dem Schimmer der Gloire, den sie auch über diese Stadt verbreitete, sondern von der deutschen Vergangenheit. Im alten deutschen Kolmar hat sich einmal ein Ereignis abgespielt, von dem zu erzählen auch heute noch reizvoll und lehrreich ist.

Unsere Geschichte handelt von einer Fronleichnamskerze, einer ganz gewöhnlichen Kerze, wie sie die Frommen bei der Fronleichnamsprozession zu tragen pflegen. Eben diese Kerze wurde aber der Anlaß zu einigen interessanten Begebenheiten in der sozialen Geschichte Deutschlands. Und das kam so:

Am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts war die Bruderschaft der Bäckergesellen unter den Gesellenvereinigungen Kolmars die vornehmste und angesehenste gewesen. Die Würde der Bäcker ward auch äußerlich zum Ausdruck gebracht, indem man es ihnen gönnte, das Allerheiligste bei der Prozession zu begleiten. Die Bäckergesellen erwiesen sich dieser Ehre um so würdiger, als sie auch stets im Besitz der kostbarsten Kerzen im Zuge erschienen.

Wenn dann am lichten Frühlingstag die Prozession mit Bildern und Fahnen durch die geschmückten Straßen zog, die Glocken tönend ineinander klangen und die Menge einförmig schnarrend ihre Litanei in die Lüfte sendete, dann war alles eitel Feierlichkeit und Festesstimmung. Am feierlichsten aber und am festlichsten war den Bäckergesellen zumute, nahmen sie doch unter allen ihres Standes die erste Stelle im Zuge ein. Sie schritten hocherhobenen Hauptes, die kostbaren Kerzen — bei aller demütigen Frömmigkeit — recht sichtbarlich zur Schau tragend, neben dem Allerheiligsten einher. Und manchmal mag wohl ein hochmütiger Blick

zu den anderen Zünften geflogen sein, die bescheiden hinter ihnen dahergehen mußten.

Wie es aber so geht in der bösen Welt, fuhr mit einem Male der Gedanke des Hochmuts auch in die Köpfe der anderen zünftigen Gesellen. Die Grautucher, die Karcher — das waren die Kärrner, Fuhrleute — und die Bader machten den Bäckern ihr altes Recht streitig. Sie erhoben ihrerseits Anspruch auf die erste Stelle im Zuge, wohl weil sie denken mochten, daß sie dort der Herrgott vielleicht besser erspähe, mehr aber noch, weil sie sicher waren, daß sie dort der neidvolle Blick der irdischen Zuschauer traf.

Der Bäcker.
Holzschnitt von J. Amman. 1568.

Die neuen Anwärter auf den Platz neben dem Allerheiligsten begründeten ihren Anspruch damit, daß sie noch kostbarere Kerzen als die Bäcker beistellten. Denn, so folgerten sie, wer für den lieben Herrgott mehr Geld ausgibt, muß auch in seinen Augen ein größeres Wohlgefallen erwecken als die anderen, also auch an einer recht sichtbarlichen Stelle im Fronleichnamszug marschieren. Und die

Obrigkeit war rechtgläubig genug, diese Argumentation als gerechtfertigt anzuerkennen. Den Bäckern wurde die erste Stelle im Fronleichnamszug verwehrt, die Gesellen der mit ihnen konkurrierenden Zünfte rückten vor.

Das kränkte die Bäckergesellen gewaltig. Sie erbosten sich so sehr, daß sie beschlossen, nun überhaupt nicht mehr an dem Fronleichnamszug teilzunehmen. Dergleichen unchristliches Beginnen vermeinte indes die christliche Obrigkeit in ihrer Stadt nicht dulden zu können, und sie tat den Bäckerknechten kund, daß mit Gewalt die Teilnahme der Bäcker an der frommen Prozession erzwungen würde, wenn sie nicht freiwillig kämen. Da machten sich die Bäckergesellen auf und entzogen sich dem Zwange durch die Flucht....

Noch konnte aber für dieses Jahr der Friede hergestellt werden. Aber im nächsten kam es schlimmer. Die zurückgekehrten Gesellen wurden ob ihres renitenten Verhaltens nun von der Teilnahme an der Prozession selbst ausgeschlossen. Dieser Ausschluß paßte den Gesellen aber noch weniger.

Das Ungewitter zog sich zusammen. Der Rat der Stadt sah den drohenden Konflikt und suchte mit guten und mit bösen Reden auf die Bäckergesellen beruhigend einzuwirken. Diese gaben auch scheinbar nach. Sie versprachen, ruhig zu bleiben und sogar ihre kostbaren Fronleichnamskerzen, die sie doch nicht mehr gebrauchen konnten, zu verkaufen. Aber heimlich kamen sie zusammen und beredeten sich. Und eines schönen Abends führten sie ihren gefaßten Beschluß aus, der dahin ging, der Stadt Kolmar einen gehörigen Streich zu spielen.

Als alles still war in der Stadt, die ehrsamen Bürger friedlich, wie es sich gebührt, neben ihrer tugendhaften Gefährtin ruhten und nur des alten Nachtwächters Ruf die schläferige Stille mißtönend unterbrach, da vollzogen die Gesellen ihre verabredete Missetat. Heimlicherweise ver-

ließen sie die Backöfen und wendeten sich der Stadtmauer zu. Dort, wo eine Mühle das Wasser im Stadtgraben teilte, ließen sie sich die Mauer hinab, durchquerten das Wasser, erreichten glücklich das andere Ufer und entflohen. Sie eilten in die nahe Stadt Oberbergheim.

In Kolmar ging es nun herzlich schlecht. Das gute Brot fehlte. Früher hatten die Bäcker gerufen:

Zu mir rein, wer hat Hungers not,
Ich hab gut Weitz und Rücken Brot,
Auß Korn, Weitzen und Kern, bachen,
Gesaltzn recht, mit vielen sachen,
Ein recht gewicht, das recht wol schmeck,
Semmel, Bretzen, Laub, Spuln un Weck,
Dergleich Fladen und Eyerkuchn,
Thut man zu Ostern bey mir suchn.

Jetzt war dieser Ruf verklungen. Die schmackhaften Brote, die die Bäcker erzeugt hatten, mußte man schmerzlich missen zur großen Betrübnis der Kolmarer Bürger. Die Not ward so groß, daß der Rat der Stadt sich herbeilassen mußte, die zünftigen Vorrechte der Bäcker zu brechen. Er verfügte, „damit nit Mangel an Brote entstehe, das alle Brotbecker und maniglich, wem das gelegen, tegelich, so vil und dick einem jeden gelegen, Wißbrot, Beckenbrot, Symmelmele, Rollenmele und Grieß allhir in Markte füren und verkaufen möge, bis der Rat das wider abverkündet".

Zugleich wandte sich der Rat der Stadt Kolmar an das Gericht zu Oberbergheim. Dieses verurteilte denn auch die Gesellen, weil sie gegen ihren Eid und die Satzungen der Stadt Kolmar diese Stadt nicht durch die Tore, sondern heimlich verlassen hatten, zu einer Geldstrafe, während die Stadt Kolmar, die auch nicht ganz korrekt gegen die Gesellen vorgegangen war, die Prozeßkosten zahlen sollte. Die Bäckerknechte appellierten gegen diesen Rechtspruch

an das königliche Hofgericht zu Ensisheim; aber dieses bestätigte das Urteil des Bergheimer Gerichts. Sie wendeten sich auch an das Reichskammergericht zu Frankfurt; aber auch dort scheinen sie abgewiesen worden zu sein, denn der Kampf ging weiter.

Die Gesellen fügten sich den Gerichten nicht, denn sie waren einig, und das machte sie stark. Nicht nur, daß sich unter ihnen kein Verräter fand, sie bekamen auch reichliche Unterstützung von ihren Brüdern in den anderen Städten. Die auswärtigen Bruderschaften verboten den Bäckergesellen, bei einem Kolmarer Meister Arbeit zu nehmen, und verweigerten jedem Gesellen, der während des Streiks in Kolmar gedient hatte, die Aufnahme in ihren Kreis. Wer sich diesem Beschluß nicht fügte, wurde als ein Schelm erklärt, und kein ehrlicher Bäckergeselle in den deutschen Landen hätte gewagt, mit ihm in Verkehr zu treten.

Noch ein anderes Kampfmittel kam damals auf. Zum erstenmal stellten die kämpfenden Gesellen Schildwachen auf, um etwaigen Zuzug fernzuhalten. Es war ein richtiges Streikpostenstehen, das da geübt wurde.

Volle zehn Jahre, von 1495 bis 1505, dauerte dieser Kampf. Die Bäckergehilfen standen treu und fest zusammen, bis ihnen schließlich der Sieg zufiel. Weder die Gerichte, noch die Magistrate, noch die Verfolgungssucht der Meister hatten die Bäckergesellen niederzwingen können....

Im Jahre 1505 einigten sich schließlich die beiden Parteien auf einen Schiedsrichter, einem Herrn v. Rappoltstein, der Recht sprechen sollte. Der legte den Gesellen wohl eine Geldstrafe auf, verurteilte aber die Bäckerzunft, also die Meister, zur Tragung der ganz erklecklichen Prozeßkosten. Dafür wurde alles, was zu Kolmar bis auf den Tag des Vergleiches gegen die Bäckergesellen geschehen, für „tot und nichtig" erklärt, die „Oberkeit", Satzungen und Privilegien der Bruderschaft aufrechterhalten und bezüglich des

Ranges der Bäckerknechte bei der Prozession der alte Zustand als zu Recht bestehend anerkannt.

Nun war wieder Friede in Kolmar eingekehrt. Die ehrsamen Bäckerknechte waren im Besitz ihres alten Rechtes. Ebenso wie vor dem Streite gingen sie stolz erhobenen Hauptes im Fronleichnamszug neben dem Allerheiligsten einher und blickten hochmütig auf die Knechte der anderen Zünfte herab, die ihnen bescheiden folgten....

Ihr meint vielleicht, daß der erste Platz im Fronleichnamszug des gewaltigen Kampfes gar nicht gelohnt hätte? Mag sein. Wenn aber die Arbeiter unserer Zeit im Kampfe für ihre Zukunft nur einen Bruchteil der entschlossenen Kraft aufwendeten wie die Kolmarer Gesellen in dem um den Prozessionsrang, wie herrlich weit hätten wir es doch schon gebracht!

Schuhmacherwerkstatt.
Der Meister schneidet das Leder zu, während drei Gesellen Schuhe anfertigen.
Holzschnitt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Bestrafte Aufrührer.

Um das Jahr 1720 war Wien eine der anmutvollsten Städte Europas. Nicht sehr groß und nicht sehr volkreich, aber ganz übergossen von jenem idyllischen Reize und jener zierlichen Anmut, die die Barockkunst dem Leben zu spenden vermochte. Mitten in das grüne Gelände, das sich bis knapp an die Tore der inneren Stadt schob, hatte bereits Fischer v. Erlach seine Karlskirche und sein Belvedere gestellt, hinter den Wällen aber, auf beschaulichen Plätzen und in engen Gassen standen recht prunkvolle Paläste mächtiger Adelsgeschlechter und hochwohlweiser Ratsherren.

Die Zeiten des Elends und des Verderbens, der Kriegsnöten und der Pest waren vorüber, der Bürger hatte wieder sicheren Erwerb, und an behäbigem Reichtum erfreute sich die Stadt.

Auch der Geist der Zeit schien milder, menschlicher und weicher geworden zu sein. In das Denken der erleuchtetsten Köpfe des Landes spielten schon die Morgenstrahlen des Aufklärungszeitalters hinein; der Humanitätsgedanke, der den folgenden Jahrzehnten die geistige Signatur geben sollte, begann eben aufzukeimen.

Und in dem prächtigen Belvedereschlößchen, das Fischer v. Erlach da hinaus in das grünende Gelände gestellt hatte, hauste ein mächtiger Schützer dieses Humanitätsgedankens: der große Kriegsmann Prinz Eugen. Viele Schlachten hatte er einst dreien Kaisern gewonnen. Aber da nun der Kriegslärm verstummt war, saß er, von reichen Bücherschätzen umgeben, in seiner Studierstube und erlebte der neuen Gedanken bezwingende Kraft. Was das Zeitalter Köstliches und im höchsten Sinne Menschliches hervorgebracht hatte, suchte dieser feine, edle Geist sich zu eigen zu machen. Und vom Belvedere spannen sich die Fäden hinüber zu den Palästen mächtiger Adelsgeschlechter und hochwohlweiser Ratsherren. Es war die Zeit, in der der große Philosoph Leibniz mit dem großen Kriegsmann Prinz Eugen korrespondierte; es war die Zeit, in der die am Hofe geübte steife spanische Etikette den Einzug der Poesie Italiens, auf der noch der Abglanz der Renaissance ruhte, nicht hindern konnte.

Wer möchte glauben, daß in dem Bereich solch höher gesteigerten Geistes- und Empfindungslebens, daß im Schatten der eben erblühenden Humanität, daß im Wirkungskreis des Prinzen Eugen von Savoyen noch die Rechtsbarbarei des finstersten Mittelalters Triumphe feiern konnte? Und doch ist dies geschehen. Es gab damals noch eine Schicht von Menschen, die, ausgeschlossen von allem Reichtum der Kultur, ausgeschlossen von der Gemeinsamkeit des Rechtsempfindens, den trüben Pfad der gesellschaftlichen Nichtachtung wandelte. Der Handwerksgesel-

len, die in den Werkstätten roboteten, gedachte kein Mächtiger im Staate. Sie selbst aber waren noch viel zu schwach, sich das Recht zu erkämpfen, das ihnen gebührte.

Von sozialen Barbareien, im Kleide harter Rechtsbrutalität verübt, wissen die Chroniken dieser Zeit zu erzählen. Überlassen wir uns auf ein Weilchen ihrer Führung:

Die Schuhmachergesellen Wiens, von denen unsere Geschichte handelt, waren nicht schlechter und nicht besser als die anderen Gesellen ihrer Zeit. Aber ihr Unglück war es, daß zurzeit nicht alle bei den zünftigen bürgerlichen Schuhmachermeistern genügend Arbeit finden konnten. Es gab leider der Schuhmachergesellen zu viele. Da versuchte es manchmal ein Geselle, der schon eine Zeitlang arbeitslos gewesen war, sich dadurch zu helfen, daß er auf eigene Rechnung zu arbeiten begann. Er ging auf die Stör. Traf es sich dann später, daß bei einem zünftigen Meister gerade eine Arbeitsstelle frei wurde, dann verließ der Geselle die Stör und trat bei dem Meister wieder in die Arbeit. Um selbst Meister zu werden, mußte der Geselle ziemlich harte Bedingungen erfüllen. Für viele war es deshalb geradezu unmöglich, in den Meisterstand aufzurücken. Da bildete dann die zeitweise betriebene Stör, das Arbeiten auf eigene Rechnung, für viele Gesellen die einzige Hoffnung in der trüben Zeit der Arbeitslosigkeit.

Nun ärgerten sich aber die zünftigen Meister mächtig über die Konkurrenz der Störarbeiter. Am liebsten wäre es ihnen gewesen — und ach, wie gleichen sie da unseren heutigen Mittelstandsrettern! —, wenn man die Störarbeiter samt und sonders gevierteilt hätte. Aber eine so einfache Lösung war zu ihrem Schmerze nicht ohne weiteres zu erzielen. Die ehrsamen Meister mußten vorerst der Regierung kräftiglich zusetzen, mußten bitten und petitionieren, daß sie die Störarbeit unterdrücke. Schließlich

gab die Regierung nach. Sie schenkte dem Drängen der einflußreichen Meister Gehör und bot ihre Hand zum Kampfe gegen die Störarbeit.

Da ward dann folgender feine Plan ausgeheckt: Die Behörde gibt gedruckte „Abschiedszettel" aus. Verläßt ein Schuhmachergeselle seinen Meister, dann gibt ihm dieser den Abschiedszettel. Ohne diesen Abschiedszettel nimmt der nächste Meister den Gesellen nicht auf. Sollte also der Fall eintreten, daß ein Geselle auf der Stör arbeitet, dann kann er sich für diese Zeit nicht mit dem Abschiedszettel ausweisen. Er wird, wenn er zu einem Meister um Arbeit bitten kömmt, abgewiesen, aber nun streng überwacht, daß er keine weitere Störarbeit verrichten kann. Es bedeuteten also diese Abschiedszettel — sie waren in Wahrheit Steckbriefe — die Verurteilung der Störgesellen zu Hunger und Not.

Das wollten sich die wackeren Schuhknechte nicht gefallen lassen. Sie kamen zusammen und besprachen ihre Lage. Als sie sahen, daß sie im Guten nichts auszurichten vermögen, beschlossen sie, mit Gewalt die Aufhebung der Abschiedszettel zu ertrotzen. Sie proklamierten die allgemeine Arbeitseinstellung.

Laufbriefe wurden an die Schuhmachergesellen der anderen österreichischen Städte, insbesondere nach Graz, Linz und Prag geschickt, damit von dort kein Zuzug von Schuhmachergesellen nach Wien erfolgen solle. Da gerieten die Wiener Meister in eine arge Bedrängnis. Wieder hetzten sie die Regierung gegen die Gesellen. Die Obrigkeit griff in der Tat rasch ein. Es wurde nicht viel Federlesens gemacht, die „Aufwiegler" der widerspenstigen Gesellen wanderten in den Arrest. Aber verstockt blieben die Sünder. Es gelang den „Aufwieglern" sogar, aus den Arresten heraus Briefe an ihre Brüder zu schreiben, in denen sie aufforderten, „nicht nachzugeben und lieber alles auszu-

stehen"…. Wacker hielten sie sich, die braven Schuhknechte Anno 1712!

Weiter erzählt die Chronik:

„Zu Anfang des Jahres 1713 waren sowohl hier in Wien als auch zu Prag und anderen Orten bereits eine große Anzahl in den Arresten, und verschiedene derselben wurden zur Schanzarbeit sowohl nach Raab als auch zur Arbeit im hiesigen Stadtgraben verurteilet, ihre Namen an den Galgen geschlagen und nach Hinterlassung einer geschworenen Urphed des Landes auf ewig verwiesen und für unehrlich, auch in Ihro kaiserlichen Majestät Erbländern zu arbeiten für untüchtig erklärt."

In Eisen gekettet schmachteten die Besten der Gesellen, schwer robotend im Stadtgraben. Ein anderer Teil war kurzerhand aus dem Lande gejagt worden.

Unter der Brutalität der Schergen schien der Streik zusammenbrechen zu müssen. Ein Teil der Wiener Schuhmachergesellen ergab sich nun auch. Sie unterwarfen sich den landesfürstlichen Befehlen und erkannten die Abschiedszettel an. Da war die Regierung gnädig. Sie gewährte den Reuigen die Errichtung einer neuen Bruderlade. Die alte Bruderlade durfte nämlich nicht mehr weitergeführt werden, weil mit deren Siegel einige Schuldscheine von den Aufrührern gefertigt worden waren, um den Unterhalt der Streikenden zu fristen.

Schon triumphierten hohnlachend die zünftigen Meister ob ihres Sieges. Aber ihr Jubel war doch noch verfrüht. Ein Teil der Schuhmachergesellen entschloß sich, den Kampf allen Verfolgungen zum Trotze weiterzuführen. Ja es gelang diesen Mutigen sogar, eine Anzahl der Reuigen wieder in die Kampfeslinie zurückzuführen. Jahre hindurch zog sich jetzt der Kampf.

Im Jahre 1722 versuchte ein Hofdekret, durch schwere Drohungen die kämpfenden Gesellen einzuschüchtern. Die

Schuhmachergesellen, die nicht sofort zur Arbeit zurückkehren, würden ein für allemal die Fähigkeit, Meister zu werden, verlieren. Wo man ihrer habhaft werde, würden sie dingfest gemacht, „in Band und Eisen geschlossen" und schwer bestraft werden. Auch sollte jeder, der den widerspenstigen Schuhknechten „Aufenthalt und Unterschleif" gibt, einer empfindlichen Strafe verfallen.

Die Schuhmachergesellen scheuten aber auch den Kampf mit dem Hofe nicht. Sie rotteten sich zusammen und erklärten, in ihrem gerechten Kampfe ausharren zu wollen. Da verhängte die Regierung am 27. Oktober 1722 das Standrecht über die Wiener Schuhknechte. Es hatte sich „Ihro kaiserliche Majestät bemüßigt gesehen, gerechtest zu resolvieren und zu schließen": Jeder Schuhmachergeselle, der mit seinesgleichen heimlicherweise zur Beratung zusammenkommt, verfällt der standrechtlichen Todesstrafe, jeder Wirt, der eine etwaige Zusammenkunft der Schuhmacher in seinem Lokal nicht unverzüglich der Behörde anzeigt, kommt auf die Galeere, jeder Grundrichter, der nicht fleißig auf die Gesellen Jagd macht, soll, in Band und Eisen geschlossen, zur Schanzarbeit gezwungen werden.

Diese schreckliche Drohung wurde, wenigstens was die Schuhknechte betrifft, bald zur Tat. Die Büttel ergriffen einige der „Aufwiegler" und schleppten sie zum Stadtgericht. Dort wurde ihnen hochnotpeinlich der Prozeß gemacht.

Am heutigen Hohen Markte stand damals ein drei Stock hohes, finsteres Gebäude, die Schranne. Es war das Gerichtshaus unseligen Angedenkens. Düster hallte in seinen kalten Gängen der klirrende Schritt der Schergen. Verstohlen sickerten durch die festen Kerkertüren die Seufzer der in Eisen geschlossenen Gefangenen. Verzweiflungsvoll gellten die Schreie derer, die der Barbarei der Marter verfallen waren. Und in den düsteren Stuben der Richter

kritzelte die Feder geschäftig über die Akten, Menschenleiber zerreißend, Menschenglück vernichtend....

Eines Morgens flattert hoch vom Giebel der Schranne eine rote Fahne. Der behäbige Bürger eilt lüsternen Auges dem Platze vor dem Gerichtshaus zu. Die Weiber sammeln sich, erwartungsvoll erregt klingt ihr Gespräch. Die Kinder drängen sich gaffend herbei. Den armen Teufel, der um die Ecke schleicht, überläuft es eisig kalt. Zitternd spät er hinüber nach dem Schauspiel, das die Schar der Gaffer herbeigelockt hat. Der Galgen vor der Schranne ist aufgerichtet....

Ein Trommelwirbel ertönt. Lautlose, angstvolle Stille schleicht über den Platz. Vor dem Galgen erscheint das Kollegium des Gerichtes. Hinter ihnen schleppen Henkersknechte zwei schwarzgekleidete Gestalten. Ein Schreiber tritt vor und verliest das Urteil: Wegen weitgetriebener Renitenz und Verachtung der kaiserlichen Ordnung werden heute den 31. Oktober 1722 zwei Schuhknechte mit dem Strange vom Leben zum Tode hingerichtet.

Wieder ein Trommelwirbel. Der Scharfrichter ergreift seine Opfer. Ein fürchterlicher Schrei gellt über den Platz. Nichts Menschliches ist es mehr, was sich aus diesen dem Tode geweihten Kehlen ringt. Der letzte Widerstand der verzweifelten Opfer wird von den Henkersknechten gebrochen. Die Hände werden auf den Rücken gebunden. Die Schlinge legt sich um den Hals.

Noch ein Gurgeln, ein Zucken; es ist vorbei.

Am Fuße des Galgens stehen bleich, mit schlotternden Knien fünf weitere Schuhknechte. Sie waren vom Gericht verurteilt worden, den Tod ihrer Kampfesgefährten mitanzusehen. Nun gleitet ihr Blick halb wahnsinnig von dem grausigen Schauspiel hinüber zur schlanken Statuette, die des Kaisers Wille hierhergesetzt, um Gott dafür zu danken, daß er der todbringenden Pest Einhalt getan. Ihre gequälten Ohren lauschen dem Gemurmel des gedämpfter schwatzenden, erschauernden Volkes.

Da ertönt leise wie Sphärengesang von der Kirche herüber der Klang frommer Chöre. Rein und erhaben klingen die Töne an das Ohr der Mächtigen, die in der Kirche demütig ergeben zum Gotte der Liebe und des Vergebens beten.

Den armen Schuhknechten draußen verschmilzt der hehre Sang mit dem letzten Todesröcheln ihrer treuen Brüder.

Kipperer und Wipperer.

Auf den geräumigen Marktplatz einer mittelalterlichen Stadt schauen würdig und ernst die giebeligen Häuser. Die Fresken und Schnörkelchen, die sich zierend die Gemäuer emporwinden, unterbrechen schalkhaft die behäbige Gemessenheit des feierlichen Bürgerstils. Sie tauchen, fürwitziger Neugier voll, ihre Blicke in das Gewoge, das sich zu ihren Füßen entrollt.

Markttag ist heute. Was gibt es da nicht alles zu erlauschen und zu erspähen.

Schon am frühen Morgen war's am Platze und in den engen Gassen seiner Umgebung lebendig geworden. Der Lärm des Alltags ward verstärkt durch den des Markttages. Da hämmert, wie sonst, auf der offenen Straße ein Schmied am Amboß, dort klopft, vor seiner primitiven Werkstatt hockend, ein Schuhmacher recht fleißig drauf los; ihm gegenüber wirbelt unter surrendem Geräusch der Staub, den eines Seilers Arbeit in die Luft entsendet. Und zu all diesem Gelärm dringt nun der, den die Besonderheit des Markttags hervorruft. Am Platze werden Bretterbuden aufgeschlagen, in denen die Handwerker der Stadt ihre Erzeugnisse feilbieten. Beginnt der Markt, dann ertönt eine Verworrenheit von Stimmen, Ausrufungen, Feilschen, Schelten.

„So Ihr mir nicht bezahlen wollt, was ich nach Rechten begehre," ereifert sich ein Hutmachermeister, „dann kann ich Euch die Mütze nicht geben."

„Ihr verlangt zu viel, Meister," entgegnet das Bäuerlein, das vor ihm steht. „Woher soll ich das viele Geld nehmen in diesen schweren Zeiten?"

„Ich aber sage Euch ..."

„Teuer, teuer sind Eure Preise," hört man es wieder vom nächsten Verkaufsstand.

„Ich kann nicht anders, auch ich muß alles Rohmaterial teuer bezahlen," erwidert mürrisch der Handwerker.

Und so geht's marktauf marktab. Ein Klagen und Seufzen, daß alles so teuer geworden, daß des Lebens Notdurft kaum noch gedeckt werden könne in diesen betrüblichen Zeitläufen.

Am heftigsten ist der Streit in der Ecke des Marktplatzes, wo unter Laubengängen die Bäcker und Fleischer ihren Verkaufsstand aufgeschlagen haben.

„Die Preise werden höher, das Brot ist kleiner," so murren die Unzufriedenen.

„Wir können nichts machen, es geht uns selber erbärmlich schlecht," erklären die fetten Bäcker, indem sie salbungsvoll die Hände über den schwappenden Schmerbauch falten.

„Schuld an allem Unglück sind die Kaufleute," schreit ein stämmiger Geselle, „die häufen die Ware in ihren Kellern und treiben die Preise in die Höhe; die reichen Kaufleute, das sind die Schinder des Volkes."

„Die fremden Waren, die sie herbeiführen, werden teurer," ergänzt ein anderer, „aber auch was uns zum Leben not tut: Korn, Fleisch, Wein und sonstiges. In ihrer Geldgier und Geizigkeit schaffen sie sich ein Monopolium und nähren sich fröhlich von unserer sauren Arbeit."

„Man sollte die Herren einmal zwicken und schinden, auf daß sie vergessen, die Armen zu drängen.

Heraus soll man sie klauben
Aus ihren fuchs'nen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben,
Dieselben Kaufleut' gut,
Um ihren Übermut."

Lauter Zuspruch lohnt das kräftige Wort. Und schon schreit wieder einer:

„Nicht nur die Kaufleute, auch die Wechsler und Wucherer sollte man packen. Die machen das Geld klein, fein und dünn, sie kippen die Münz', daß es eine Art hat. Und wir bekommen für das gleiche Geld jetzt weniger Brot."

„Was dann die Kipperer gelassen," zischt zornig ein altes Weib, „das stehlen uns die Wipperer. Sie werfen das Gewicht so kräftig auf die Wage, daß die Warenschale recht hoch hinaufschnellt."

„Wollt ihr euch nicht trollen mit eurem Geschrei!" mengt sich nun der Bäcker ein. „Ihr verstellt mir da den Weg und schreit, daß kein Käufer sich zu mir verirren kann."

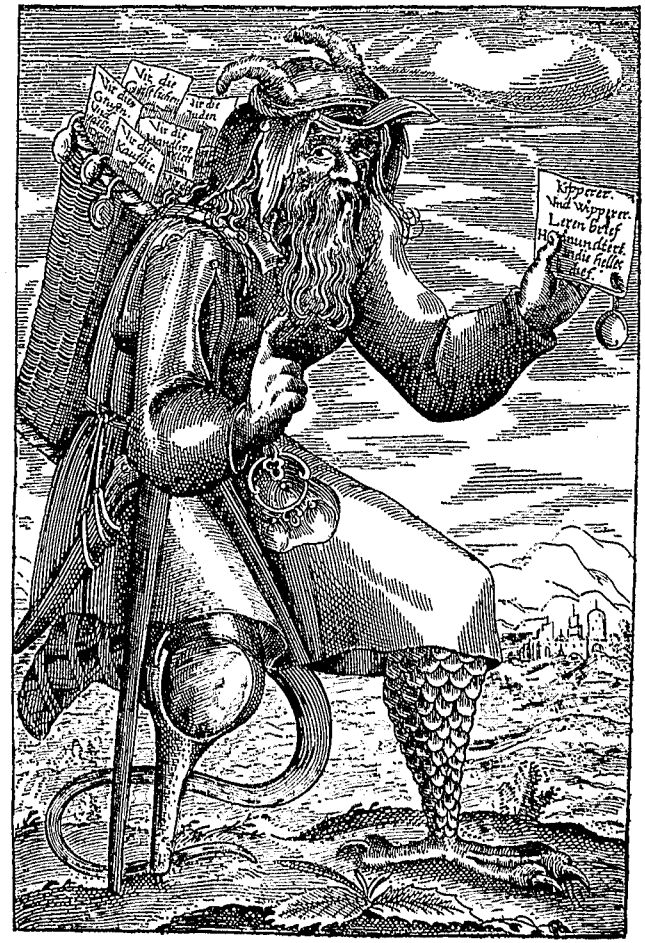
„Oho, oho!" höhnt ihn die Alte. „Kein Käufer findet den Weg zu dir? Wohl nicht, weil wir dastehen, sondern weil dein Brot zu klein, zu geringgewichtig ist."

„Was redest du da, Alte! Mein Brot kann alle Augenblick der Schaumeister prüfen. Ich bin ein redlicher Handwerksmann."

„Wollen sehen, wollen sehen, wenn dich einmal der Schaumeister unvorbereitet erwischt, Gevatter Bäcker! Es ist da schon manchem aus eurer Zunft gar schlecht ergangen. Ihr seht ja jetzt gar erschrocken drein, Meister! Soll ich Euch erzählen, wie man vordem einen betrügerischen Bäcker behandelte?"

„Erzähle Alte, erzähle!" ruft der Chorus, der mit lautem Hallo dem Streit gefolgt war.

„Ein Bäckermeister hatte mindergewichtiges Brot verkauft. Und als man ihm daraufkam, da rottete sich das Volk zuhauf und schleppte ihn zum Anger. Es war im Herbste und das Wasser recht kalt. Da tauchte man den Bäcker dreimal ein, daß er Heulen und Zähneklappern bekam. Und seinen Nachbarn, der nicht besser war als er, den nagelte man mit dem Ohre an die Ladentür. Seht,



Verspottung der Kipperer und Wipperer.
Kupfer aus einem Flugblatt aus dem Jahre 1620.

Gevatter Bäcker, seine Tür war ganz ähnlich wie die Eure!" Das schallende Gelächter der Umstehenden zeugte von dem Verständnis dieser Anspielung.

„Still, du alte Hexe!" brüllte der Bäcker.

Mit einem Male ging durch die Menge eine lebhafte Bewegung. Man stieß und drängte sich; schließlich machte man dem ehrsamen zünftigen Schaumeister Platz, der eben ungeduldig die Reihen der Gaffer durchbrochen hatte. Ein Ah der Überraschung. Dann Kichern und erwartungsvolles Schauen. Der Schaumeister ergriff die Brote. Er wog und prüfte sie. Was er für richtig befunden, versah er mit einem kleinen Schnitt. Da stutzte er aber mit einem Male. Der Bäcker sprang erschreckt herzu. Aber der Schaumeister ließ das Stück nicht mehr fahren. Richtig, ein zu leicht befundenes Brot, und ihrer war eine ganze Gattung. Nun ging das Donnerwetter nieder. Drohend erhob sich das Volk. Schon eilten auch die Stadtknechte herbei. Der Bäcker ward von ihnen gepackt und unter dem Geschimpfe der Menge zum Turm geschleppt. Sein Brot verfiel der Vernichtung. Murrend verlief sich die Menge.

Durch die Menge schlenderte ein vorlautes Bürschlein, das spottend vor sich her sang:

Beging hier jemand nur den Streich,
Die Taxen zu verletzen,
So zwang man ihn, sich alsogleich
In diesen Korb zu setzen.
Und zog ihn dann — bedenkt den Graus —
Stets in das Wasser ein und aus.
Vier Zoll war das bestimmte Ziel
Für die zu leichten Lote.
Nur fehlte manchmal schrecklich viel
An Semmeln und an Brote,
So daß man (was sehr oft geschah)
Nur bloß des Mannes Mütze sah....

Der Markttag erlebte aber diesmal noch eine zweite Überraschung: die Schaumeister waren, durch das Schelten des unzufriedenen Volkes gedrängt, schärfer denn sonst ins Gericht gegangen. Und so hatten sie dann richtig auch noch einen zweiten Betrüger, einen Weinfälscher erwischt.

Ein feierlicher Zug bewegte sich jetzt durch die Straßen. Voran schritt würdevoll der Henkersknecht. Ihm folgte der Wagen, der die Fässer mit dem gepanschten Wein enthielt. Trompetenschall ertönte. So gings durch die Stadt, an den halb verlegenen, halb geärgerten Gesichtern ehrsamer Bürger vorbei. Am Wasser machte der Zug halt, der gewässerte Wein vermengte sich jetzt mit den trüben Wellen des Flusses.

Die ehrwürdigen Gemäuer des Marktplatzes blickten grämlich hernieder. Zwei von ihren Bewohnern waren über die Sucht nach Reichtum gestrauchelt. Der Hunger des Volkes, das Leid der Armen hatte sie nicht zu rühren vermocht. Sie, die ohnedies wohlhabend gewesen waren, verschmähten es nicht, aus der Not anderer betrügerischen Gewinn zu ziehen. Lebensmittel verteuern nach eigenem Gutdünken, das war nach des Mittelalters strengem Brauch ein fluchwürdig Vergehen. Und so man unsere biederen Bürger dabei erwischt hatte, war Ehre und Reputation verloren. Des grämen sich die stillen, ernsten Gebäude, die treu blieben der Väter würdiger Sitte.

Aber von den Schnörkeln und Arabesken, die sich fürwitzig die Mauern emporbrängen, kichert es erklärend:

„Geld regiert die Welt!"

Die Gegenwart erkennend, die Zukunft ahnend, raunt eine Hymne an die Allmacht des Geldes boshaft über die Weite des vom Marktlärm stiller werdenden Platzes:

Du edles Fräulein Geld,
Um dich wirbt jedermann.
Was macht's?
Weil deine Lieb' auf Erden alles kann.

Du edles Fräulein Geld, du bist der Erden Herze,
Der Herzen ihr Magnet, der Augen Liebeskerze,
Mehr als Penelope; es buhlt die ganze Welt
Um dich, du bist die Braut, du edles Fräulein Geld,
Um dich ein jeder wirbt.

Das war des verrinnenden Mittelalters Sang, in dem der Wucherer naiverweise noch Wucherer geheißen war; es war der kapitalistischen Neuzeit Dämmerung, in der man die Wucherer zu Ordnungsstützen erkürte.

Der reisige Kaufmann.

Wenn Meier & Levy — Tuchgeschäft en gros — ihren Reisenden in die Lande schicken, damit er in geziemender Weise den Kunden Wollenstoffe und Flanell offeriere, so ist das eine ziemlich reiz- und auch poesielose Angelegenheit. Kein Schimmer von Romantik umstrahlt die wohlgeschniegelte und gebügelte Gestalt des redegewandten Herrn, der auszieht, im Namen und für die Rechnung von Meier & Levy, um die Lande zu erobern.

Welche Gefahren drohen denn auch dem reisenden Bannerträger des gutakkreditierten Tuchgeschäftes, wenn er draußen „auf der Tour" seiner würdigen Chefs Interessen in wohlstilisierter Begeisterung verficht? Er rollt im Eisenbahnwagen — der schließlich selbst bei der österreichischen Südbahn noch komfortabler ist als ein alter Postwagen unseligen Angedenkens — und gedenkt voll Ingrimms der Wurzerei in den Hotels, oder er blickt zagend in die Zukunft, die ein Donnerwetter eines unzufriedenen Kunden erwarten läßt, oder ihm bangt vor dem nächsten Briefe seiner Firma, der, wie gewöhnlich, ein ungestümes Drängen nach mehr Aufträgen enthält. Das alles sind Dinge, die dem reisenden Kaufmann von heute in vollendetster Unerquicklichkeit erblühen, aber schließlich Gefahren, so rechte, richtige Gefahren, sind es halt nicht. Und wer sich nicht in Gefahren begibt, den kann auch nie die Gloriole der Romantik umgeben. Also ist heute das Reisendengeschäft ein sehr unromantisches, recht prosaisch-reizloses Geschäft geworden.

Aber früher, so vor einigen hundert Jahren, da war es anders. Damals war der Kaufmann, der durch die fernen

Lande zog, ein sehr wehrhafter Gesell. Sein friedliches Geschäft hatte mitunter einen ganz kriegerischen Beigeschmack.

Ich aber bin ein Handelsmann,
Hab mancherley Wahr bei mir stan,
Wurtz, Arlas, Thuch, Wolln un Flachß
Sammet, Seiden, Honig und Wachß,
Und ander Wahr hie ungenannt,
Die führ ich eyn und auß dem Land,
Mit grosser sorg und gfehrlichkeit,
Wann mich auch offt das unglück reit.

Der Kaufmann des frühen Mittelalters mußte in der Regel selbst reisen, er hatte noch keine Angestellten, die die Mühseligkeiten und Gefahren einer Reise für ihn hätten übernehmen können. So zog er selbst aus, schon in seinem Äußern bekundend, daß ihn „sorg und gfehrlichkeit" nicht zu schrecken vermögen. Sein Reisekleid war grob und dauerhaft, aus festem Leder die roten Schuhe. Den Rock hielt ein starker Gurt zusammen, an dem die Geldtasche hing und ein langes Messer. Es fehlte aber auch nicht das ritterliche Schwert. Dieses zu tragen war ihnen in Deutschland schon von Friedrich I. gestattet worden. In der Regel trugen sie es umgürtet wie die Ritter, seltener hing das Schwert am Sattel des Lastpferdes, das den Kaufmann begleitete. Denken wir uns zu dieser Ausrüstung noch den Schild, den die Kaufleute ebenfalls zu führen gewohnt waren, dann haben wir das ungefähre Bild eines reisigen Kaufmannes, wie es die damaligen Straßen belebte.

Der Kaufmann brauchte seine kriegerische Ausrüstung nur zu oft. Ihn umdräuten mannigfache ernste Gefahren. Die Straßen waren vielfach von wüsten Wegelagerern beherrscht. Die Ritter stürmten von ihren Burgen herab, den Kaufmann anzuhalten und ihm zu rauben, was man fortschleppen konnte. Aus dem Hinterhalt der Wälder brachen tückische Räuber hervor, die wohl unadelig waren, aber zu

rauben und morden verstanden wie die Adeligen, und die Landstraßen nicht minder unsicher machten als diese. Da hieß es wohl auf der Hut sein und Schild und Schwert bereithalten.

Die Kaufleute wagten nicht mehr einzeln zu reisen. Sie schlossen sich zu großen Karawanen zusammen. Aber auch die Karawanen waren vor Überfällen nicht gefeit. Sie hatten oft harte, blutige Sträuße zu bestehen. Um all dem zu entgehen, pflegten die Kaufleute „Geleitschutz" anzunehmen. Sie schlossen mit dem Territorialherrn, durch dessen Gebiet sie zogen, einen Vertrag, daß sie unter dem sicheren Geleite einer Schar Bewaffneter das Gebiet passieren konnten.

Dieses Geleite kostete die Kaufleute ein schönes Sümmchen Geld. Sie mußten es aber daransetzen, wollten sie nicht ihr Gut und auch ihre gesunden Knochen riskieren. Denn wehe, wenn sie sich erkühnten, den vorsorglichen Schutz des frumben Ritters oder Grafen abzulehnen! Da wurde aus dem gnädigen Herrn und Schützer der Kaufleute im Augenblick ein wilder Raubrittersmann, der stahl und plünderte wie irgend einer. Das Geleite war so recht eigentlich ein erpresserischer Wegzoll. Läßt du dich von mir nicht beschützen, dann gnade dir Gott!

Gehen wir einmal im Geiste einen Tag im Leben der Kaufmannskarawane durch.

Am frühen Morgen wird von der Herberge aufgebrochen. Die Knechte schieben die Wagen hervor, spannen unter Schimpfen und Schelten die Pferde ein, packen auf, was noch an Wegzehrung für Mensch und Tier mitzunehmen ist; endlich geht es dann los. An der Spitze des Zuges reiten, begleitet von einer Schar wohlbewaffneter Diener, die Kaufherren. In einer langen Reihe folgen die schwerbepackten Fuhrwerke. Den Schluß bildet wieder eine Anzahl Kaufleute mit Bewaffneten.

So geht es dahin mit Hü und Hott, mit großem Lärmen und kräftigem Fluchen. Bald bäumt sich ein bockbeiniges Pferd und ist trotz allem Zureden nicht von der Stelle zu bringen. Da wüten die Knechte, es knallen die Peitschen, bis der eigensinnige Widerstand des Tieres gebrochen ist. Doch bald stockt es wieder. Ein Warenballen ist von einem der Wagen gestürzt. Die Knechte eilen herzu und heben und stemmen, um die Bepackung wieder in Ordnung zu bringen. Die Kaufleute werden zornig, sie eilen herbei und schelten die, denen sie die Schuld an dem neuerlichen Aufenthalt beimessen.

Nun geht es auf schlechten Wegen durch feuchten Grund. Schlammige Pfützen, rieselnde Bäche werden gekreuzt. Die Pferde dampfen unter der schweren Last. Ein Wagen bleibt stecken. Wieder das alte Spiel lärmenden Ordnungmachens.

Ernster ist der Unglücksfall, wenn einer der schwer bepackten Wagen umkippt oder wenn ein Wagenrad bricht. Dann dauert es Stunden, bis der Zug wieder weiterziehen kann.

Gegen Mittag zu macht man Rast. Die Wagen bleiben auf offenem Felde stehen, in ihrem Schatten lagern sich die Männer, um einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen. Sind dann auch die Pferde gefüttert und ausgeruht, setzt sich schwerfällig die Karawane wieder in Bewegung.

Wenig Leuten begegnet man auf der Landstraße. Da und dort einem Bauersmann, den seine Geschäfte über Land führen, einem wandernden Handwerksburschen, der fröhlich seiner Wege zieht, oder „fahrenden Leuten", Komödianten, Schnurrenmachern und Schwarzkünstlern, wohl ab und zu auch einem Krämer, der, seine Habe auf dem Rücken, neidischen Blickes dem reichen Kaufmannszuge folgt.

Mit einem Male taucht eine Staubwolke vor den Blicken der an der Spitze Reitenden auf. Die Sonne blitzt gleis-

Räuberischer Überfall von Kaufleuten. Holzschnitt. Augsburg 1531.

nerisch auf hellfunkelnde Gegenstände; der Troß kommt näher, man vermag schon deutlich das Geklirr von Waffen zu hören. Die Kaufherren wechseln besorgte Blicke, sie gebieten ihrem Zuge halt und greifen zu den Schwertern.

An der Spitze der Bewaffneten sprengt ein Ritter mit geschlossenem Visier daher. Nun hält er. Laut und vernehmlich klingt seine Stimme über das Feld:

Ob die würdigen Herren — aus Bamberg oder Fürth, aus Augsburg oder Ulm, oder woher sie kommen mögen — ihm, dem edlen Herrn von Soundso, wollten geziemende Abgabe leisten?

Der älteste der Kaufherren wechselt einen Blick des Einverständnisses mit seinen Genossen und erwidert hierauf dem Ritter, daß ihm von einer Abgabepflicht nichts bekannt sei, daß er und seine Freunde aber wohl ein übriges tun würden, so ihnen der edle Herr ein sicheres Geleite gäbe. Nach einigem Feilschen hat man sich geeinigt. Friedlich kann die Karawane am Abend in ihre Herberge einziehen.

Manchmal geht es aber schlimmer aus. Die kleinen Adeligen, die nicht so leicht hoffen dürfen, als Geleite angenommen zu werden, die aber nicht minder geldgierig sind als die großen, überfallen an einer geeigneten Stelle den Kaufmannszug. Im dunklen Walde, auf einem schluchtartigen Wege oder an der Furt eines Flusses erscheinen sie plötzlich wie aus dem Boden gestampft und greifen an. In das Gewieher und Stampfen der Pferde mischen sich nun grelle Kommandorufe, das Klirren der Schwerter, das Splittern der Lanzen, das Krachen der Äxte. Dazwischen wimmert das Stöhnen der Verwundeten und das Ächzen der Sterbenden....

Wehe den Kaufleuten, die in diesem Kampfe unterliegen! Sie verlieren das Gut, das sie mit sich führen. Geraten sie in Gefangenschaft, dann müssen ihre Angehörigen

noch ein erkleckliches Lösegeld zahlen, vorausgesetzt, die Räuber ziehen es nicht vor, sie gleich niederzustoßen oder im Turmverlies elendiglich verschmachten zu lassen.

Ein ehrlicher, gründlicher Haß trennte die Kaufleute und Ritter. Gelang es den Bürgern, einen adeligen Straßenräuber zu fangen, dann wanderte er unweigerlich an den Galgen. Das war die ausgleichende Gerechtigkeit.

Die Adeligen betrachteten es als ihr Privileg, die Kaufleute auf den Straßen zu brandschatzen. Ja sie konnten wütend werden, wenn ihnen das unadelige Straßenräubergesindel eine ernsthafte Konkurrenz machte. Hans Sachs, der große deutsche Volkspoet des sechzehnten Jahrhunderts, erzählt da einen allerliebsten Schwank, der trefflich diese Gefühle des frommen Adels charakterisiert:

Zu Frankfurt am Main ward eines Tages hochnotpeinliches Halsgericht gehalten. Zum Galgen führte man einen jungen Reitersmann, der auf den Straßen Kaufleute überfallen und beraubt hatte. Der junge Räuber war von angenehmer Gestalt und feinem, höflichem Auftreten. In der Stadt waren gerade viele Adelige anwesend, die untereinander einen Vertrag schließen wollten. Als vor dem Wirtshause, in dem sie zusammengekommen waren, der Delinquent vorübergeführt wurde, da packte sie ein großes Mitleid. Sie hielten den Räuber für ihresgleichen, und wohl mancher von ihnen sah sich schon im Geiste gleich ihm zum Galgen marschieren.

Da hielten sie schnell Rat und gingen dann zur Obrigkeit der Stadt, um demütig Gnade zu erflehen für den Jungen. Nicht ehrlos am Galgen solle er sterben, sondern durch das ritterliche Schwert.

Der hohe Rat war den Bitten der Adeligen nicht abgeneigt. Ja er tat noch ein übriges, schenkte dem Räuber sogar das Leben und verurteilte ihn nur zur Verbannung. Gleichzeitig teilte er aber den Adeligen mit, daß der junge

Räuber selbst nicht adelig sei. Da packte die edlen Herren ein groß' Entsetzen.

Wie? Hat geraubet dieser Jung
Die Kaufleut schon auf dem Spessart
Und er ist doch nicht edler art
Das hab wir nicht gewüßt vorhin
Derhalb nur eylents mit ihm hin
Und last ihm nur sein Kopf abschlagen.
Wolt der Bavrenknecht in den tagen
Sich mit Raub auff dem Spessart nährn
Welches doch nur zusteht mit ehrn
Dem frommen Adel aller massen....

Der „frommen Adel aller massen" wurde gar wild, so ihm ein anderer ins Handwerk pfuschte. Rauben und Stehlen war sein Privileg, und als eine kränkende Beleidigung wurde es empfunden, wenn ein ganz gewöhnlicher Bauernsohn sich erkühnte, dem edlen Ritter gleich zu rauben und zu stehlen. Nur hin mit ihm zum Galgen.... Brandschatzen, das ist allezeit die Sache der Mächtigen im Lande gewesen. Und, das war der frommen Herren edler Wunsch, so soll es auch in Zukunft bleiben!

Hans Sachs zieht aus diesem Schwank die Lehre, wie gut es doch die Kaufleute hätten, die ohne Sorge vor Überfall friedlich ihre Straßen einherziehen könnten! In unserer Zeit haben es die Kaufleute und ihre Klassengenossen, die gewerblichen Unternehmer, bereits seit langem so gut. Nichts droht ihnen mehr von den feudalen Räubern. Friedlich ziehen sie dahin, den Sack voll Geld, das Herz voll satter Zufriedenheit. Dafür sind die Kapitalisten selber zu einer Art Räuber geworden; sie plündern die, die die Armut zwingt, ihnen zu dienen.

In alter Zeit mußte der Kaufmann, bewehrt mit Schild und Schwert, ausziehen, das Glück zu erjagen. Mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit galt es, des Mammons

Schätze zu erringen. Ach, wie anders ist es da heute. Der Kapitalist setzt nicht mehr seine Persönlichkeit ein, sondern die der anderen, die er um bares Geld gekauft hat. Auch das Reisegeschäft, um so vieles es doch bequemer geworden ist, besorgen Angestellte. Der Reisende reist, der Herr verdient. So merkt man auch am Unterschied zwischen dem reisigen und dem reisenden Kaufmann den Wandel der Zeiten.

Frau Fortuna mit der Distel.
Kupfer von A. Dürer.